

## Über Wahrnehmung, Deutung und Wertung nachkriegsmoderner Kirchenbauten

Vortrag von PD Dr. Kerstin Wittmann-Englert auf dem 21. Denkmaltag Berlin

Wahrnehmen, deuten, werten: in dieser Reihenfolge erfassen und analysieren wir Architektur. Und dieser Ordnung folgt auch mein Vortrag.

Am Beginn steht die bewusste Aufnahme – also die Wahrnehmung eines Objektes, die deutlich bei den nachkriegsmodernen Kirchenbauten differiert, was keineswegs unbeabsichtigt war.

### WAHRNEHMUNG

Derjenige Bau, der sich in Berlin ohne Zweifel größter Aufmerksamkeit erfreut, ist die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Mit der Verbindung aus Alt und Neu verstand es der Architekt des Neubauensembles, Egon Eiermann, ein markantes sakrales Zeichen zu setzen, im wahrsten Sinne des Wortes herausgehoben aus der profanen Umwelt durch die erhöhte Lage auf dem (90 cm hohen) Podest.

Mit der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche entstanden sowohl ein Mahnmal als auch eine städtebauliche Landmarke, die (noch nicht) zu übersehen ist und ihre großartige Wirkung vor allem im Innern entwickelt.

Dass Egon Eiermann mit diesem repräsentativen Bauwerk eine Kirche baute, die im Jahr ihrer Fertigstellung 1963 noch zeitgemäß war, ist in Frage zu stellen, ehrlicherweise sogar zu verneinen. Denn Großbauten bildeten in den 60er Jahren eher die Ausnahme. Gemeinden wurden geteilt und die Volumina verringerten sich zunehmend. In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche dagegen finden – bei vollständiger Ausnutzung – 1000 Personen Platz, bei normaler Bestuhlung 700. Das ist außergewöhnlich viel für einen Kirchenbau der 60er Jahre. Doch die Planungen für dieses Bauensemble reichen bekanntermaßen in die 50er Jahre zurück. Und in jenem Jahrzehnt sind auch die Bezugsbauten zu suchen – und zwar vornehmlich in Pforzheim und Mannheim.

In Pforzheim entstand zu Beginn der 50er Jahre Eiermanns Matthäuskirche, in Mannheim bald darauf die Trinitatiskirche des Eiermann-Schülers Helmut Striffler. Beide Bauten entfalten ihre eigentliche Wirkung erst im Innern – durch das Spiel mit dem Licht. Dieses Licht wurde in Gestalt farbigen Glases – wie Eiermann es auch von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche sagte – zur tragenden Idee der Architektur. Darüber hinaus veranschaulichen die beiden Bauten Egon Eiermanns zwei unterschiedliche Wege hinsichtlich der Einbeziehung historischer Bausubstanzen: in der Gedächtniskirche begegnet uns das additive Prinzip im Zusammenspiel verschiedener Gebäude unterschiedlicher Epochen, bei der Matthäuskirche dagegen sind die Zeitschichten durch die Verwendung vom Mauerwerk des Vorgängerbaus im Zuschlagstoff des Betons ineinander verschmolzen.

Wahrgenommen aber wurden und werden auch gestalthafte Formen: zu jenen gehört *die* Ikone der modernen Sakralarchitektur, Le Corbusiers Wallfahrtskapelle im französischen Ronchamp, oder auch das Gemeindezentrum Kippekausen in Bensberg-Refrath. Beide Bauten sind als memorable Denkbilder zu bezeichnen, die wir assoziativ erfassen, deren assoziative Kraft aber von den Architekten auch intendiert war. So entsprach Le Corbusier mit seiner Wallfahrtskapelle dem Wunsch des ihn

beratenden Dominikanerpaters Alain-Marie Couturier nach einer neuen, lebenskräftigen Form, die die traditionellen Bilder und Typen der Kirchen ablösen sollten, welche sich nach Couturier erschöpft hatten.

An die Stelle tradierter Bautypen traten vor allem in den 50er und frühen 60er Jahren im Kirchenbau häufig „sprechende“ Formen – wie das Schiff, die Arche (welche Corbu selbst mit Ronchamp konnotierte), eine Höhle oder auch das Zelt. Letzteres war besonders prägend und wurde vielfach realisiert. Doch was sind die Ursachen für die Wahl der Zeltformen im Kirchenbau?

## Inhaltliche DEUTUNG

Den Grund für die häufige Verwendung von Zeltformen im Kirchenbau finden wir in den biblischen Schriften. Dabei ist im Alten Testament vor allem das zweite Buch Mose, 26. Kapitel, von Bedeutung, in dem jener Ort beschrieben ist, in dem die Bundeslade mit den Gesetzestafeln aufbewahrt wurde. Moses errichtete dieses Obdach (genannt „Zelt der Begegnung“ oder bei Luther „Stiftshütte“) auf Jahwes Geheiß und nach dessen Vorstellungen. Die alttestamentliche Beschreibung enthält ausführliche Informationen über Farben, Maße, Materialien, kurz: über die Pracht des Obdachs. Allein seine Form bleibt unerwähnt.

Im Hebräerbrieff des Neuen Testaments (11,13) richtet sich der Blick dagegen nicht auf den Ort, sondern die Gemeinschaft. Das entspricht der Urbedeutung des Wortes Kirche. Denn der griechische und in Ableitung davon der lateinische Terminus für „Kirche“ – die Worte *ἐκκλησία* und *ecclesia* – meinten im ursprünglichen Wortsinn die Versammlung selbst und nicht den Ort derselben. Erst mit Errichtung der ersten Kirchengebäude im frühen Christentum wurde der Begriff von den Teilnehmern auf den Ort der Versammlung übertragen.

Entsprechendes gilt für den griechischen Ausdruck für Zelt – *σκηνή*. Auch er benennt sowohl die Behausung als auch deren Bewohnerschaft. Und in eben dieser Doppelbedeutung liegt – auch in Bezug auf die Architekturdeutung – das eigentliche Spannungsfeld, in dem Theologen und Architekten agierten und agieren.

Doch zurück zum Hebräerbrieff und zum darin geäußerten grundlegenden Gedanken, dass das Gottesvolk keine bleibende Stätte auf Erden hat, sondern aus „Gästen und Fremdlingen auf Erden“ (Hebr 11,13) besteht. Kurz: Es handelt sich um ein *wanderndes Gottesvolk*.

Und für ein solches auf Wanderung befindliches Gottesvolk wurden in den 50er und 60er Jahren vermeintlich temporäre Bauten geschaffen: den Materialien nach zwar dauerhaft, ließen sie sich indes der Form nach mit Unterwegssein assoziieren. Mit ihnen wurde der Bewusstseinslage jener Jahre entsprochen, die sich auch in dem Buchtitel „Der unbehauste Mensch“ von Hans Egon Holthusen widerspiegelte. Denn, so Holthusen, „angesprochen zu sein schien ein im Nachkriegsdeutschland weit verbreitetes Gefühl von geistiger Heimat- und Orientierungslosigkeit, von Substanz- und Traditionsverlust, eine Stimmung, die ja doch in der sozialen und politischen Ruinenslandschaft jener Jahre ihre sinnfälligen Entsprechungen hatte.“

Diese Unbehaustheit nun wurde im Kirchenbau jener Zeit zu einer Metapher. Dabei handelte es sich keineswegs nur um Bauten, denen das „Unbehaustsein“ in die Gestalt eingeschrieben ist – wie Peter Lehreckes Kirche Zur Heimat in Zehlendorf zeigt. In der Ansicht der Eingangsfassade weist bei dieser Kirche möglicherweise nichts auf den Gedanken eines „wandernden Gottesvolkes“ hin. Doch der Innenraum lässt den Kerngedanken dieses Konzepts erkennen: Er hört nicht an der Altarwand auf, sondern setzt sich in der sich daran anschließenden Natur fort. Das Kreuz steht im

Freien, ist gleichermaßen Teil der Natur und des Innenraumes. Damit folgte der Architekt der Idee einer Station auf dem Wege. Vergleichbares (wenn auch ohne symbolische Zeichensetzung in der Natur) finden wir in der Kirche Schönow von Frei Otto und Ewald Bubner vor, deren Stirn- und Seitenwände klarsichtig verglast sind, so dass die begrünte und baumbestandene Umgebung mit in die Perspektive des Innenraumes einbezogen wird.

Auch die katholische Kirche bediente sich im nachkriegsmodernen Kirchenbau der Zeltform, wie die folgenden drei Beispiele zu erkennen geben. Der Würzburger Diözesanbaumeister Hans Schädel entwarf gleichsam eine Metapher der Gemeindsituation, da der Adressat dieser Kirche eine Flüchtlingsgemeinde war, deren einst neue Siedlung mit dem Kirchenbau abschloss. Das eigentliche Zeichen christlicher Präsenz bildet in diesem Ensemble nicht der Glockenträger, der sich dem Kirchengebäude in der Höhe unterordnet, sondern das Pyramidendach des Kirchengebäudes.

In anderer Hinsicht vergleichend gegenüberzustellen ist der Üttinger Kirche ein Kirchenbau desselben Architekten in Berlin, die St. Dominicus-Kirche an der Lipschitzallee in Neukölln. Sowohl das Bauwerk in Üttingen als auch St. Dominicus entsprechen einander zwar nicht in der Raumgestalt, aber in der Raumanordnung, da der Altar beide Male gleichermaßen den architektonischen und liturgischen Mittelpunkt im Raum bildet. Ein Gedanke, der bereits in den 20er Jahren von Vertretern der katholischen liturgischen Bewegung geäußert wurde und schließlich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Sinne der tätigen Teilnahme der Gemeinde verstärkt an Bedeutung gewann.

Weitere Beispiele katholischer Zeltkirchen finden sich unter anderem in Windach und in Wigratzbad. Ebenso wie Hans Schädel in Üttingen reagierte Josef Wiedemann in Windach mit der Gestalt der Kirche Maria am Wege auf den Ort: Er errichtete eine an eine temporäre Behausung erinnernde Form als Autobahnkirche an der A 96 zwischen München und Landsberg. Das gilt auch für Gottfried Böhms „Zeltstadt“ in Wigratzbad – der zweiten Wallfahrtskirche dieses Architekten nach dem Mariendom in Neviges.

Doch genug der Beispiele zeltförmiger Kirchenbauten. Wichtig erschien es mir, mit den genannten Beispielen daran zu erinnern, dass beide christlichen Konfessionen nach der Unterscheidbarkeit sakraler von profanen Formen strebten und sich dabei analoger Formen bedienten.

Fragt man nun aber nach den eigentlichen Neuerungen im Kirchenbau des 20. Jahrhunderts, so sind es gewiss nicht die vielfältigen Gestalten und Grundrissformen allein. Vielmehr entstanden seit der Mitte der 60er Jahre vermehrt Bauformen, die einem gewandelten Kirchenverständnis Ausdruck gaben. Kirchen sind gebaute Theologie – das waren sie zu allen Zeiten, auch in den Jahren der sogenannten Betonmoderne, die unter anderem die Gemeindezentren, darunter auch solche in gestaltprofanierten Formen, hervorbrachten. Mit ihnen strebte die evangelische Kirche in den späteren 60er und den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts nach Adaption und Integration. Zahlreich sind die Baukomplexe, die seit den 60er Jahre unter der Bezeichnung „Gemeindezentrum“ im mittel- und nordeuropäischen Raum entstanden sind – und zwar zumeist an Stellen, an denen eine gewachsene kirchliche Tradition fehlte, nämlich vor allem in Neubaugebieten und Satellitenstädten, außerdem dort, wo große Gemeinden geteilt wurden.

Gemeindezentren sind indes kein Phänomen der Nachkriegsmoderne, sondern gehören bis heute zu den kirchlichen Bauaufgaben. Davon zeugen unter anderem ökumenische Gemeindezentren wie jene in Freiburg-Rieselfeld von Kister, Schei-

thauer und Gross (1997) und München-Riem von Florian Nagler (2005). Sie schaffen Identitätsmarken im städtischen Raum. Bei ihnen handelt es sich um zwei Gemeindezentren, die dem breiten Aufgabenspektrum der christlichen Kirchen Ausdruck geben, die christliche Kirche als einen Gegen-Ort zum mächtigen profanen Umfeld artikulieren und nichtsdestoweniger mit der unterschiedlichen Innenraumgestaltung der beiden Konfessionen diese nicht zu nivellieren versuchen.

Im Gegensatz zu Susanne Gross oder auch Florian Nagler schuf Helmut Striffler mit dem Gemeindezentrum Mainz-Bretzenheim keinen Gegen-Ort. Das Gemeindezentrum in Mainz-Bretzenheim wurde zwischen 1969 und 1973 errichtet. Erste Überlegungen zum Raumprogramm datieren von 1968, die Ausschreibung eines Wettbewerbs erfolgte 1969, also im Jahr des Evangelischen Kirchbautags in Dortmund. Dieser hatte das „Bauen für die Gemeinde für morgen“ zum Thema und die Teilnehmer votierten – schriftlich festgehalten in einer Resolution – für eine Abkehr von der sakralen Monumentalität und dem Verzicht auf jegliche repräsentative Zeichen. Als Folge für die Planungen in Mainz-Bretzenheim ergab sich nach der Tagung eine Art Baustop bzw. Entwurfsänderung. Bei Wiederaufnahme der Planungen wurde die Verkleinerung der Dimensionen der Hauptbaugruppe beschlossen. Ursprünglich sollten zwei Pfarrhäuser, Kindergarten, Sozialstation, Mitarbeiterwohnhaus und Gemeindezentrum entstehen. Nur letzteres wurde tatsächlich realisiert – und zwar in minimierter Form: Der Gottesdienstraum wurde normiert und der Grundstruktur der anderen Räume angeglichen. Und seine ursprünglich mit acht Metern vorgesehene Höhe wurde um die Hälfte reduziert. Den Glockenträger hatte man ersatzlos gestrichen. Das Streben zu jener Zeit galt in der evangelischen Kirche dem Abbau jeglicher Schwellenangst – mit dem Ziel, die „Randsiedler“ – wie sie von Paulus im 1. Korintherbrief genannt werden (1. Kor 14, 23-25) – für die Kirche zu gewinnen.

Das erinnert an die Theologie Dietrich Bonhoeffers, für den Kirche nur dann Kirche war, wenn sie für andere da ist. Ein Ziel, welches man Mitte der 60er Jahre mit neutralen, in Gestalt und Gestaltung alltäglichen Räumen zu erreichen glaubte. Diese Räume sollten Modell dessen sein, was dann die Woche hindurch in der Welt geschehen sollte: gleichsam eine Vorbereitung auf den Gottesdienst im Alltag – ein theologisch anspruchsvolles Konzept.

Ein vielleicht extremes, aber nicht untypisches Beispiel eines gestaltprofanierten Gemeindezentrums der Nachkriegsmoderne ist das Gemeinzentrum Silas in der Schöneberger Großgörschenstraße. Der Baukörper gleicht einem Wohnhaus und ist einem solchen entsprechend in die Straßenflucht gebaut. Von außen lassen nur der Schriftzug mit dem Gemeinamen und das Kreuz auf der Weltkugel daran denken, dass es sich hierbei um ein kirchliches Zentrum handelt.

Geplant als Ergänzung zur Apostel-Paulus-Gemeinde, entstand Anfang der 60er Jahre dieses „Wohnhaus“ mit multifunktionalem Gemeinosaal, Wohnungen und Gruppenräume.

Dieses Gemeindezentrum lässt beides erkennen: Zeitgebundenheit durch die Wahl der gestaltprofanierten Gesamtform; Traditionsverbundenheit – mit der Dreischiffigkeit und dem Einbau einer Empore im Gemeinosaal.

Gestaltprofanierte Gemeindezentren wie das hier gezeigte geben der komplexen Vorstellung von kirchlicher Präsenz in einer säkularisierten Welt Ausdruck.

## WERTUNG

Letzter hier angesprochener Aspekt ist die Wertung der nachkriegsmodernen Kirchenbaukunst. Sie ist keine leichte Aufgabe: Einerseits gibt es eine Fülle von Neu-

bauten in jenen Jahrzehnten: allein in Berlin entstanden rund 160 evangelische und katholische Kirchen und Gemeindezentren. Andererseits fehlt den Bewertenden die zeitliche Distanz, da es nicht um die Beurteilung einer weit zurück liegenden, historischen Epoche geht, sondern um eine Zeit, die – je nach Alter – unsere Biographie mitbestimmt. Das muss nicht, kann aber Schwierigkeiten bereiten.

Rufen wir uns in Erinnerung, welches die Kriterien zur Unterschutzstellung sind. Der Denkmalwert bemisst sich an der geschichtlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und städtebaulichen Bedeutung eines Bauwerkes. Bei Kirchenbauten ist die liturgische/liturgiegeschichtliche Bedeutung hinzuzufügen.

Diesen theoretischen Begriffen stelle ich zwei Berliner Kirchen gegenüber, die architektonisch vergleichbare Sprachen sprechen: Sakrale Monumentalbauten aus Beton, indirekt belichtet. Geometrisch klare, ja karge Innenräume, jeweils holzgedeckt, im Falle von Maria Regina Martyrum geprägt durch das Wandbild Georg Meistersmanns. Zwei Bauwerke von gewaltiger physischer Präsenz – die linke als Gedächtniskirche einem Feiertag eingeschrieben, die rechte Bestandteil einer innerstädtischen Neubausiedlung. Martina Düttmann beschrieb den Raum von St. Agnes sehr treffend als einen „Raum beinahe ohne Eigenschaften – außer seiner Wucht, außer seiner Schwere, außer seiner fast erdrückenden Leere“. Dieser „Leere“ steht in Maria Regina Martyrum mit den schalungsrau belassenen Betonwänden das große Wandbild Georg Meistersmanns gegenüber.

Architektonisch sind die Bauten vergleichbar. Nicht aber hinsichtlich ihrer Akzeptanz. Denn diskutiert und in Frage gestellt wird nur St. Agnes. Maria Regina Martyrum steht seit 1995 unter Denkmalschutz, St. Agnes stand vor nicht allzu langer Zeit kurz vor dem Abriss.

Bei St. Agnes lohnt sich die Frage nach der architekturhistorischen „Verortung“ dieser Form. Welche Ideen sind damit zu verbinden? Gibt es Vorbilder, die uns im Verständnis des Bauwerkes weiterhelfen? Diese Frage ist zu bejahen mit Blick auf die Fronleichnamskirche in Aachen (1930) von Rudolf Schwarz. Er war für viele Kirchenarchitekten eine maßgebliche Orientierungsfigur. Als einer der Wegbereiter der modernen (katholischen) Sakralarchitektur war Schwarz eng mit der Liturgischen Bewegung und deren Vordenker, dem Theologen Romano Guardini, verbunden. Schwarz hat sich intensiv mit der Theologie des Kirchenbaues, d.h. mit Sinn und Bedeutung des sakralen Raumes auseinandergesetzt und letztlich die Frage nach Raum, Bau und Figur neu belebt.

Die Fronleichnamskirche besteht aus drei kubischen Elementen – einem großen Hauptschiff, einem niedrigeren Nebenschiff und einem schmalen, hohen Turm, dessen Höhe der Länge des Kirchenschiffes entspricht. Dieser formal auf das Äußerste reduzierte Baukörper ist Ausdruck des Gedankens, dass der Kirchenbau nur eine Hülle ist – in diesem Fall ein "Einraum", in dem nach Schwarz selbst, "nichts ist als die stille Gegenwart der Gemeinde und Christi."

Dieser Gedanke ist durchaus mit dem von Martina Düttmann vergleichbar ist, denn auch in St. Agnes bildet der Raum die Hülle für die Versammlung, die das eigentliche gestaltende Element ist. Dabei besteht ein wesentlicher Unterschied freilich in der Materialität. Die raue Wandfläche der Agneskirche wirkt haptischer als die glatten, weißen Flächen der Fronleichnamskirche, die im gewissen Sinne einen transzendenten Charakter haben: Rudolf Schwarz schuf keine Altarwand, sondern eine Schwelle zur jenseitigen Welt. Bleibt zu überlegen, ob dieser Wert einer Schwelle nicht auch der Altarwand in St. Agnes zukommen könnte.

Abschließend seien beispielhaft sechs Berliner Kirchen genannt, die nicht unter Denkmalschutz stehen, gleichwohl von künstlerischer oder liturgischer Bedeu-

tung sind: entweder durch ihre aus der Zeit heraus entwickelte bildhafte Gestalt, die zeitspezifische Formgebung oder eine innovative Raumlösung.

Auch wissenschaftliches Interesse an diesen Bauten ist nachweisbar – wie jüngere Publikationen, Ausstellungen („Denkmal!Moderne“) oder eben auch dieser Denkmaltag zeigen. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der nachkriegsmodernen Architektur findet auch an der Hochschule statt: Hiervon zeugt an der TU Berlin die ARGE (Arbeitsgemeinschaft Gefährdete Nachkriegsmoderne) unter der Leitung Adrian von Buttlar und Gabi Dolff-Bonekämper) ebenso wie ein von mir veranstaltetes Projektseminar zum Berliner Kirchenbau der Nachkriegsmoderne, welches in Kooperation mit dem Landesdenkmalamt stattfand.

Dabei untersuchten fünf Studierende Kirchenbauten aus den 50er-70er Jahren auf ihren Denkmalwert hin und formulierten Begründungen zur Unterschutzstellung. Mit zu den analysierten Bauten gehörten die folgenden sechs:

Die katholische Kirche St. Otto (1954/55) kombiniert einen modernen, sachlich-rationalen Stil mit heimatstilistischen Tendenzen, die den Außenbau kennzeichnen. Zeitgemäße Umsetzung eines traditionellen Baustiles: Eine Hallenkirche als „Einheitsraum“.

Die evangelische Stephanuskirche (1960/61) ist von zeitspezifischer, assoziativer Gestalt und zeichnet sich auch dadurch aus, dass selbst die Ausstattung unverändert erhalten blieb.

Bei der Mariä Himmelfahrt-Kirche (1964/66) von Alfons Boklage und St. Wilhelm (1965) in Spandau von Ulrich Craemer konzipierten die Architekten in dem Bewusstsein, dass der Kirchenraum sowohl der Gemeinde als auch der Liturgie dienen und überdies zur Gemeinschaftsbildung beitragen soll, große, relativ flache Altarinseln, die jeweils weit in den Kirchenraum hineinragen. Sie werden auf drei Seiten von Bankreihen umgeben, so dass die Gläubigen „mit Aug und Herz an den heiligen Handlungen teilnehmen können“ (Instruktion von 1964, Art. 98) – zwei frühe nachkonziliare Lösungen, die dem Priester die Möglichkeit der *celebratio versus populum* bieten. Darüber hinaus ist bei beiden die Zweigeschossigkeit der Anlage hervorzuheben – wenn auch mit unterschiedlicher Zielsetzung. Bei der Kirche Mariä Himmelfahrt ist der Kirchenraum oberhalb einer Parkfläche situiert, während bei St. Wilhelm den Raum auf einem Plateau platziert ist, unter dem sich die Gemeinderäume erstrecken – mithin der Idee einer Gemeinde als Fundament der Kirche folgend. Von besonderer Qualität ist auch die katholische St. Richard-Kirche: einerseits aufgrund ihrer zeitspezifischen Gestalt, die der Softline-Ästhetik der 70er Jahre folgt, andererseits aufgrund des außergewöhnlich guten Erhaltungszustandes – auch in der Ausstattung.

Als letztes Beispiel sei hier die Kapelle auf dem Kirchhof der evangelischen Gemeinden St. Johannis und Heiland (1964-66) von Georg Heinrichs in Zusammenarbeit mit Hans Christian Müller angeführt. Die Architektur ist gefügt aus ineinander verschränkten kubischen Volumina und formt in der Staffelung der Raumhöhen den Verlauf des Lebens nach. Eine sprechende Architektur, die den Weg des Lebens in den Tod mittels Gestalt und Licht nachzeichnet. Und – dies sei hier ausdrücklich hervorgehoben – eine tatsächlich gefährdete Architektur: Denn der Kirchhof ist seit Januar 2002 für Neubelegungen geschlossen und die Kapelle somit ohne Nutzung.

## FAZIT

Architektur besitzt die Kraft, uns vergangene Zeiten plastisch in Erinnerung zu rufen. Und mit den Kirchenbauten, die in der Nachkriegsmoderne entstanden sind, haben wir die Möglichkeit, uns das theologische Denken und die Art des Handelns – vor allem in den gestaltprofanierten Gemeindezentren – vor Augen zu führen. Denn Kir-

chenbauten vermitteln mehr als nur ästhetische Prinzipien bestimmter Zeiten. Sie kommunizieren Religion und theologische Haltungen/Vorstellungen. Sie sind Orientierungs- und oftmals auch gesellschaftliche Konzentrationspunkte, von denen wir uns nicht leichtherzig trennen sollten.